

Andreas Gruber

CODE GENESIS

Sie werden dich verraten

ANDREAS GRUBER

CODE
SIE WERDEN DICH VERRATEN
GENESIS

Bei diesem Buch wurden die durch das verwendete Material und die Produktion entstandenen CO²-Emissionen ausgeglichen, indem der cbj-Verlag ein Projekt zur Aufforstung in Brasilien unterstützt.

Weitere Informationen zu dem Projekt unter:
www.ClimatePartner.com/14044-1912-1001



Verlagsgruppe Random House
FSC® N001967



Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

1. Auflage 2020

Copyright © 2020

cbj Kinder- und Jugendbuchverlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung und Artwork: Isabelle Hirtz

Umschlagmotiv: Isabelle Hirtz

Karte und U-Boot-Plan: © 2020 Melanie Korte

TP · Herstellung: BO

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-570-16537-9

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich

*für Simone,
zur Erinnerung an eine Kindheit
voller Abenteuer und spannender Bücher*

*»Gegen einen Feind gibt es kein besseres
Gegenmittel als einen zweiten Feind.«*

Friedrich Nietzsche

PROLOG – ZEHN JAHRE ZUVOR ...

Der Hafen von Miami an der Südspitze Floridas lag im Morgengrauen. Möwen kreisten über den Fischkuttern. Soeben kletterte die Sonne über den Horizont, vertrieb die Nebelschleier und brachte das Meer zum Glitzern. Weit draußen hörte man das Horn eines Containerschiffs.

Johann trug wie immer feste schwarze Schuhe, eine schwarze Hose mit breiter Gürtelschnalle und ein schwarzes Rippshirt. Er trat aus dem Schatten einer Palme und ging rasch an der betonierten Mole entlang. Es roch nach Muscheln und Algen, und die Yachten und Segelboote schaukelten auf dem Wasser, aneinandergereiht wie Perlen auf einer Schnur.

Ohne sich umzudrehen, spürte Johann die Anwesenheit der beiden Männer, die ihn auch an diesem Morgen wieder verfolgten. Genau genommen waren die Typen zum ersten Mal vor einigen Tagen in Miami aufgekreuzt, just zu dem Zeitpunkt, als Amanda West die Stadt im Morgengrauen verlassen hatte. Einer dieser Mistkerle war Finn, und

der legte gerne auch eine härtere Gangart ein, wenn er etwas haben wollte. Und das konnte nur die Formel sein, die Amanda kürzlich entdeckt hatte.

Wenn alles so lief, wie Amanda es mit Johann besprochen hatte, würde er sie an diesem Morgen wiedersehen – und zwar zum letzten Mal für eine sehr lange Zeit. In den Tagen davor war sie ständig unterwegs gewesen und hatte ihre Vorbereitungen getroffen – zuerst auf Wreck Island, danach in Schottland und jetzt hier. In dieser Zeit war er mit Amandas vierjähriger Tochter Terry in Miami geblieben und hatte sich um die Kleine gekümmert.

Amanda hatte den heutigen Tag nicht zufällig für ihre große Inszenierung ausgewählt. Ihr Bruder, Dr. Simon West, hatte gestern mit der Kopernikus in Miami angelegt. Das U-Boot lag in der Hafenbucht und Terry hatte mit Charlie, ihrem Frettchen, an Bord übernachtet. Die Kleine fand es abenteuerlich unter Deck, auch wenn sie sich oft mit Simons Sohn Ethan zankte, der drei Jahre älter und ein beserwisserischer kleiner Nerd war. Bereits mit sieben Jahren las er Bücher über Elektronik, auch wenn er bestimmt nur die Hälfte davon verstand.

Johann lief an einer Reihe von Buden vorbei, die alle noch geschlossen waren. In der Vorsaison kamen keine Touristen, die ein Ausflugsboot mit Glasboden mieten wollten. Stattdessen herrschte im Hafen das übliche Treiben, soeben wurden die Frachtschiffe ausgeladen. Eine Handvoll Männer in blauen Latzhosen brachte mit Gabelstaplern einige Lattenboxen von Bord, die zum Zoll mussten. Nicht weit von ihnen, im Schatten einer Palme, entdeckte Johann eine junge, attraktive Frau, die so gar nicht zu den Hafenarbeitern passte.

Johanns Herz schlug schneller. *Sie hat es also geschafft!*

Pünktlich, wie vereinbart, stand sie neben dem letzten Kiosk und blickte aufs Meer. Für eine berühmte Meeresbiologin war sie noch verdammt jung – gerade mal dreißig. Und auch ihre legere Kleidung hätte nicht vermuten lassen, dass sie eine renommierte Wissenschaftlerin war: ausgefranzte, knappe Shorts, die ihre braun gebrannten Beine zeigten, Turnschuhe, ein eng anliegendes schwarzes T-Shirt, ein gelber Schal. Im Ausschnitt ihres T-Shirts steckte eine blaue Spiegelsonnenbrille.

Heute trug sie ihre schwarze Mähne zu einem Zopf geflochten. Wind und Salzwasser hatten die restlichen Haare zerzaust und zu widerspenstigen Strähnen erstarren lassen. Wenn sie sich nicht in ihr geheimes Kellerlabor verkümmelte, betrieb Amanda ihre Forschungen meist auf See oder auf Inseln. In dieser Hinsicht war sie so genauso abenteuerlustig wie ihr Bruder. Das mussten die Gene sein.

Johann stellte sich neben Amanda und sah ebenfalls aufs Meer.

Sie rührte sich nicht. »Guten Morgen.«

»Ist es heute so weit?«, fragte Johann heiser.

Amanda nickte. »Ja.« Ihre Stimme klang bedrückt.

»Ich werde verfolgt«, sagte er.

»Ich auch.«

»Einer der Männer ist Finn.«

»Sehr gut, schließlich brauchen wir Zeugen für das, was jetzt kommt.«

»Und das Serum?«, fragte Johann besorgt.

»Meine Verfolger haben gesehen, dass ich die letzte Probe des Elixiers bei mir habe, alles andere ist bereits vernichtet.« Amanda zog ein blaues Fläschchen aus der Hosentasche und steckte es rasch wieder ein. Sie schielte zu den beiden Männern, die Johann verfolgt hatten, und danach

zur anderen Seite, wo sich ebenfalls zwei Männer zügig näherten. »Der Jetski?«, wollte sie wissen.

»Liegt vorbereitet an der Mole. Schwarz mit einem gelben Blitz. Schlüssel steckt.«

»Vollgetankt?«

»Ja.«

»Und der Rest?«

»Ich war gestern Nacht mit dem Boot draußen. Es ist alles bereit.«

»Bei der roten Boje?«

Johann nickte. Gerne hätte er das Kommende verhindert, aber es gab keinen anderen Ausweg. Plötzlich spürte er, wie seine Augen feucht wurden. *Verflucht – er und heulen?* Das hatte es noch nie gegeben. »Es war mir eine Ehre, ein Leben lang an deiner Seite ...«, presste er hervor.

»Schon gut – und danke«, unterbrach Amanda ihn. Für einen Moment berührte ihre Hand die seine. »Schwöre, dass du nie jemandem unser Geheimnis verraten wirst.«

»Bei der Ehre meiner Vorfahren.«

Für einen Augenblick schmunzelte Amanda. »Von Clau-sewitz, alter deutscher Adel, nicht wahr?«

Johann presste die Lippen aufeinander und nickte.

»Gib gut auf Terry acht.«

»Selbstverständlich.« *Und auf Charlie*, fügte er in Gedanken hinzu.

»Und versprich mir noch eines, Johann: Terry darf nie erfahren, wer ihr Vater ist.«

»Natürlich.« Johann nickte. *Das wäre fatal.*

Amanda setzte sich die Sonnenbrille auf, vermutlich damit er nicht sah, dass auch sie mit den Tränen kämpfte. Welche Mutter trennte sich schon gern für den Rest ihres Lebens von ihrer einzigen Tochter?

»Leb wohl.« Ohne sich umzusehen, setzte sie sich in Bewegung und hielt mit schnellen Schritten auf den Bootsverleih zu.

Johann sah ihr nach, bis sie auf dem Steg die Jetskis erreichte, die auf dem Wasser auf und ab tanzten, dann wandte er sich ab und ging in die entgegengesetzte Richtung. Keine zehn Pferde hätte ihn dazu gebracht, dabei zuzusehen, was als Nächstes kam.

Amanda lief über die Bretter zu den Jetskis am Ende des Holzstegs.

Denk nicht darüber nach! Zieh es einfach durch! Es wird schon klappen.

Ein Frachtkahn fuhr in den Hafen ein, gefolgt von einem Containerschiff, durch dessen dumpfes Warnsignal die Möwen hochschreckten. Amanda war klar, dass Finn und die anderen drei Männer im Hafen, die Johann und sie verfolgt hatten, den Schiffen keine Aufmerksamkeit widmen, sondern jeden ihrer Schritte mit Argusaugen beobachten würden.

Das schwarze Gefährt mit dem gelben Blitz war das letzte in der Reihe. Der Schlüssel steckte tatsächlich. Sie machte die Leine los, sprang auf das Gerät und startete den Motor. Das Wasser wurde angesogen und spritzte hinter ihr in einer Fontäne über die Wellen.

Als sie mit dem Jetski wendete, sah sie, dass die Männer ihren Schritt beschleunigt hatten und bereits über den Steg zu den anderen Jetskis rannten. Allen voran Finn, dieser Bastard. Bestimmt würde er ein Gefährt kurzschließen und sie verfolgen.

Mach nur!

Er war hinter dem blauen Fläschchen her. Amanda gab

Gas. Schon bald hatte sie auf dreißig Meilen pro Stunde beschleunigt. Schneller ging die Kiste nicht, aber das spielte keine Rolle. Im Zickzackkurs fuhr sie zwischen den im Hafen ankernden Yachten und Segelbooten hindurch. Der Fahrtwind wirbelte ihre Strähnen durcheinander und beinahe hätte es ihr die Sonnenbrille von der Nase gerissen.

Sie hielt auf die Hafenmündung zu, hinter der das offene Meer lag. Ein Fischerboot kam ihr entgegen, das gerade heimkehrte. Nachdem sie es passiert hatte, lagen jetzt nur noch der gewaltige Frachtkahn und das seitlich dahinter liegende Containerschiff vor ihr. Der Frachter hieß *Neptun* – der römische Gott des Meeres – das Containerschiff *Poseidon*, wie der griechische Gott des Meeres. *Wie passend!* Dazwischen sah sie die leuchtend rote Boje auf den Wellen auf und ab tanzen: ihr Ziel. *Der Augenblick kann gar nicht günstiger sein.* Am besten, sie fuhr zwischen den beiden Kähnen hindurch.

Amanda blickte sich einen Moment lang um. Finn und ein anderer Mann verfolgten sie auf jeweils einem Jetski und sie kamen verdammt rasch näher. *Zu rasch!* Johann hatte ihr offenbar die lahmste Ente in ganz Miami organisiert.

Als Amanda wieder nach vorne blickte, schnellte ihr Puls nach oben. Sie raste gerade direkt auf die gigantische rostige Seitenwand der *Neptun* zu. Hastig entfernte Amanda die Ölleitung an der Seite des Jetskis. Durch den Sprung über die Wellen spritzte die Flüssigkeit heraus. *Jetzt!* Sie tat so, als wäre sie dem Frachter unabsichtlich zu nahe gekommen, riss den Lenker herum und sprang mit dem Jetski quer über die Wellen.

Verflucht, das war knapp! Übertreib es nicht, sonst gehst du wirklich drauf!

Im nächsten Moment geriet sie in das Fahrwasser der

Neptun. Von der *Poseidon* ertönte ein lang gezogenes Hupen. Amanda reagierte so, als ließe sich der Jetski nicht mehr unter Kontrolle bringen. Das Gefährt hüpfte mit Höchstgeschwindigkeit über die Wellen, sodass der Propeller aus dem Wasser geriet und laut aufheulte.

Dann waren die beiden Männer auf ihren Geräten bereits dicht hinter ihr und wollten sie von links und rechts in die Zange nehmen. *Finn will mich tatsächlich abdrängen.* Amanda konnte nicht mehr ausweichen. *Perfekt!*

Das Horn der *Poseidon* tönte wie verrückt.

Amanda schraubte nun auch den Tankdeckel herunter, sodass der Benzindampf entwich. Sie hielt auf den Bug der *Poseidon* zu. Kurz bevor der Jetski gegen den vernarbten Schiffsrumpf knallte und das Metall Funken schlagen würde, sprang Amanda vom Sitz und stürzte ins Meer. Aus dem Augenwinkel sah sie noch, wie der Jetski in einer lodernden Feuersäule explodierte. Die Druckwelle erfasste sie und drückte sie unter Wasser.

Im nächsten Moment schluckte sie unabsichtlich einen Schwall Salzwasser und wurde nach unten gezogen. Sie spürte, wie sich Kleidung und Turnschuhe augenblicklich vollsogen. Aber statt mit einer kräftigen Tempobewegung nach oben zu schwimmen, nutzte sie den Schwung und tauchte noch tiefer hinunter.

Zwei Meter, drei Meter.

Sie hielt sich die Nase zu, schluckte, glich damit den Druck aus und kämpfte gegen den Sog der Schiffsschraube an.

Mit weiteren raschen Beinstößen erreichte sie den Meeresboden. In knapp sechs Metern Tiefe war es bereits ziemlich dunkel. Fasziniert beobachtete sie, wie die Meeresoberfläche über ihr brannte. Ein orangefarbener Teppich aus Öl

und Benzin breitete sich auf den Wellen aus. Einige Meter von ihr entfernt sank der Jetski, einem dunklen Schatten gleich, auf den Meeresgrund.

Nun spürte sie, dass die Luft langsam knapp wurde. Wo war das Stahlseil mit der roten Boje? Instinktiv tauchte sie in Richtung offenes Meer. Und dann sah sie den erlösenden Schatten vor sich. Die Leine, an deren oberen Ende die Boje auf dem Wasser tanzte, endete an einem auf dem Grund einbetonierten Haken. Daneben blinkte ein rotes Licht. *Die Pressluftflasche!* Mit letzter Kraft tauchte Amanda hin, schnappte sich das Mundstück und inhalierte gierig. Länger hätte sie die Luft nicht mehr anhalten können. Es tat gut zu spüren, wie ihre Lunge sich wieder mit Sauerstoff füllte. Luftblasen sprudelten nach oben.

Als Nächstes schlüpfte sie in die Weste und zurrte die Pressluftflasche auf ihrem Rücken fest. Dann öffnete sie den Seesack, der an dem Haken hing, und entnahm Taucherbrille, Schnorchel und Flossen. Johann hatte an alles gedacht.

Amanda streifte die Turnschuhe ab, die augenblicklich nach oben taumelten, und schlüpfte in die Flossen. Dann zog sie sich die Taucherbrille über und blies sie aus, indem sie die Luftblasen aus der Nase in die Brille sprudeln ließ. Jetzt hatte sie statt eines verschwommenen Blicks perfekte Sicht.

Eine Sache fehlte noch. Sie holte das Fläschchen mit der blauen Flüssigkeit aus der Hosentasche, schraubte den Deckel ab und ließ den Inhalt ins Meer entweichen.

Ihre Verfolger hatten den Köder geschluckt, doch in Wahrheit hatte Amanda das Serum schon längst komplett vernichtet. Alles andere wäre zu riskant gewesen. In der Flasche befand sich nur Curaçao aus der Hausbar des Earls

of Huntington. Ein blauer Likör, der sich jetzt rasch im Wasser auflöste.

Amanda würde sich die nächsten neunzig Minuten mit der Strömung entlang der Küste Richtung Biscayne Bay treiben lassen und da an Land gehen. Dort würde sie die Taucherausrüstung loswerden und im Jeep, den Johann schon vor zwei Tagen vorsorglich gemietet und für sie dort deponiert hatte, abhauen.

Aus Amanda West würde Samanta Dew werden. *Und zwar für immer!*

Nicht weit von der Explosion entfernt lag ein blitzblaues U-Boot im Wasser, das von gelben Markierungsbojen umgeben war. An Deck stand ein viereinhalbjähriges Mädchen barfuß und im Schlafanzug mit einem Teddybär im Arm. Es blickte entsetzt zum brennenden Wasser.

Ein junges rotbraunes Frettchen hüpfte über die mit Schweißnähten übersäte Außenhülle des U-Boots und sprang dem Mädchen quiekend auf die Schulter. Die Barthaare des Tieres zuckten aufgeregt im Wind, während sich die orangefarbenen Flammen der Explosion in seinen Pupillen spiegelten.

In den Augen des Mädchens bildeten sich Tränen.

Seine Lippen bewegten sich.

»Mama!«



MID SOUTH VIEW

HEUTE ...

1. KAPITEL

Ich schrak aus einem Albtraum hoch. Mein Herz raste, ich schnappte nach Luft. Für einen Augenblick glaubte ich Charlie auf meiner Schulter sitzen zu spüren, doch dort war nichts.

Langsam verblassten die Traumbilder. Ich war viereinhalb gewesen, hatte an Deck der Kopernikus gestanden und gesehen, wie meine Mutter bei einer Explosion ums Leben gekommen war.

Der Traum war schrecklich real gewesen. Doch so sehr ich mir den Kopf zermartete, ob ich das damals *wirklich* gesehen und im Lauf der Jahre nur verdrängt hatte oder nicht – ich wusste es nicht mehr. Das Videogespräch, das ich gestern in den Cinque Terre mit meiner Mutter geführt hatte, musste mich so aufgewühlt haben, dass die verdrängte Erinnerung wieder hochgekommen war.

Instinktiv hatte ich schon immer gewusst, dass die Frau, die an jenem Morgen bei der Explosion im Hafen von Miami angeblich ertrunken war, meine Mutter war. Man musste keine große Psychologin sein, um sich das alles zusammenzureimen.

Ich wollte zur Schulter greifen, ob Charlie vielleicht doch da saß. Aber ich konnte meine Arme nicht bewegen. Schlagartig war ich wach und wusste wieder, was gestern geschehen war. *Verdammt!* Ich saß auf einem harten Metallstuhl, der fest am Boden verschraubt war und meine Hände waren hinter meinem Rücken gefesselt. Mit je einer Handschelle an die Rückenlehne. Genauso wie meine Fußgelenke an die Stuhlbeine.

So hatte ich die Nacht verbracht. Wie eine Schwerverbrecherin in einem Hochsicherheitstrakt. Wer sich daraus befreien wollte, musste schon David Copperfield sein.

Mr. Finn und seine Auftraggeberin Valerie De Boes hatten Ethan und mich entführt und hierhergebracht – wo immer dieses *Hierher* auch war. Ich schätzte, dass der Helikopterflug etwa fünf Stunden gedauert hatte, die letzten vier davon musste ich mit einem kratzigen Jutesack über dem Kopf verbringen. Ich hatte keine Ahnung, in welche Richtung wir in dieser Zeit geflogen waren, daher wusste ich auch nicht, wo ich mich befand ... oder theoretisch hätte befinden können. Jedenfalls waren wir verdammt schnell unterwegs gewesen.

Lange hatte ich immer wieder in Gedanken herumgerechnet – und dabei kam mir endlich einmal Johanns Mathematik- und Geografieunterricht zugute. Vier bis fünf Stunden Flug bedeuteten eine Strecke von etwa tausend bis tausendzweihundert Kilometern. Wenn man von den Cinque Terre aus einen Kreis mit diesem Radius zog, konnte man sowohl Hamburg als auch London, Madrid, Tunesien oder Rumänien erreichen. Praktisch fast ganz Europa. Und je mehr ich darüber nachdachte und meine Berechnungen überprüfte, umso größere Panik machte sich in mir breit.

Ethan und ich – falls er sich überhaupt noch in meiner

Nähe befand – waren wo auch immer, und Simon, Johann und Pierre würden uns niemals finden.

Der Raum, in dem ich gefangen gehalten wurde, war auch nicht gerade aufschlussreich. Ein kaltes, dunkles Zimmer. Metallwände, Metalldecke, grauer Metallboden, massive Eisentür. Eisenverstrebungen verstärkten die Wände, die mit rostigen Nieten übersät waren. Ein rundes Bullauge gab den Blick auf ein Stück hellblauen, etwas bewölkten Himmel frei. Das Pfeifen eines Sturms war zu hören. Anscheinend zog ein Gewitter auf.

Der Raum wirkte auf mich wie die Vorratskammer eines heruntergekommenen U-Boots, doch nichts deutete darauf hin, dass ich mich auf dem Wasser befand, kein Schaukeln, kein Wellenrauschen. Aber ich war auch nicht in einem Flugzeug. Es war zum Verrücktwerden.

Denk nach. Was weißt du noch?

Ich sah mich um. Es stank nach Maschinenöl und ich hörte ein mechanisches Wummern. Es klang wie das Stampfen mehrerer Kolben, aber dieser Ort bewegte sich nicht. Weder zu Wasser noch zu Lande oder in der Luft. Ich versuchte, Kopf und Oberkörper so weit wie möglich zu drehen, um zu sehen, was es noch in diesem Raum gab, als ich Metall auf Metall hörte. Die Tür wurde von außen entriegelt.

Finn trat ein. Ein Funkgerät hing an seinem Gürtel. Sein elegantes Äußeres wirkte deplatziert in dieser miesen Umgebung – schwarze Anzughose, blütenweißes Hemd, blank polierte Lackschuhe. Sein schäbiger Charakter passte allerdings durchaus in dieses Drecksloch.

»Ich muss aufs Klo«, sagte ich anstatt einer Begrüßung und merkte gleich, dass er übel gelaunt war.

»Später.« Er kam auf mich zu.

»Wo ist Ethan? Was haben Sie mit ihm gemacht?«

Keine Antwort.

»Wo bin ich?«, fragte ich weiter.

Eine Ohrfeige klatschte mir ins Gesicht. Meine Wange brannte.

»Ich habe keine Zeit für lange Erklärungen«, murrte Finn. Ungeduldig öffnete er den obersten Hemdknopf. Dann drehte er an den Manschettenknöpfen. »Wir haben die Fotos im Leuchtturm gefunden. Deine Mutter lebt also noch. Wo ist sie?«, wollte er wissen.

»Ich bezweifle, dass sie von Ihnen gefunden werden möchte.«

»Wo. Ist. Sie?«, wiederholte er stur.

»Leck mich«, entfuhr es mir, woraufhin ich die nächste Ohrfeige kassierte. Diesmal spürte ich Blut im Mund. Dem Schmerz nach hatte ich mir auf die Zunge gebissen. Ich musste mir abgewöhnen, freche Antworten zu geben, sonst würde ich diesen Tag nicht unbeschadet überstehen.

Finn sah mich an. Ich schluckte, presste die Lippen aufeinander. Die aufkommenden Tränen blinzelte ich weg und schwieg.

»Wie du willst.« Er griff in die Hosentasche und holte ein Gerät hervor, das ich bereits kannte. *Elektroschocker!* »Es liegt ganz bei dir, ob ich dieses Ding verwende oder nicht.«

Das kann ja heiter werden. Dieser Mistkerl will mich tatsächlich fertigmachen.

»Als ich in Miami im Haus meiner Mutter war, haben die Goians ihr Glück bereits bei mir versucht«, sagte ich verächtlich.

Finn drückte auf einen Knopf und ein blauer Lichtbogen zuckte zwischen den beiden Elektroden herum. Es zischte und knisterte, Funken flogen. Automatisch stellten sich mir die Nackenhaare auf. »Ich weiß«, sagte er. »Du bist ein

tapferes Mädchen, darum gebe ich dir eine Chance. Ich erzähle *dir* etwas, dann erzählst *du mir* etwas.« Er zog einen Stuhl heran und setzte sich. Lässig fuchtelte er mit dem Elektroschocker vor meinem Gesicht herum.

»Ich dachte, Sie hätten keine Zeit für lange Erklärungen«, sagte ich.

Er grinste schäbig. Zu gern hätte ich ihn gegen das Schienbein getreten, wären meine Beine nicht gefesselt gewesen.

»Ich werde es zunächst mal auf die nette Tour versuchen ... Den heben wir uns noch ein bisschen auf.« Er wedelte mit dem Taser. »Weißt du, ich habe immer schon vermutet, dass deine Mutter noch am Leben sein könnte. Ein zähes Luder wie sie gibt nicht so einfach den Löffel ab. Darum haben wir ihr Haus in Miami beobachtet, falls jemand kommen und sich dafür interessieren sollte. Oder Amanda gar eines Tages selbst dort auftauchen würde. Und als uns damals die Meldung erreichte, dass die Kopernikus im Hafen von Miami angelegt hat und die Kameras im Garten auch noch *dich* kleine Kröte zeigten, wie du munter auf das Grundstück zu spaziert bist, mussten wir rasch handeln und ein wenig improvisieren.«

Ich hörte schweigend zu. Nun wurde mir einiges klar. Das war der Grund, warum die Goians an diesem Tag so gehetzt gewirkt hatten, der Kühlschrank leer gewesen war und es nur Frühstück von einem Lieferservice gegeben hatte. Die fehlenden Puzzleteile setzten sich zusammen.

»Zum Glück musstest du ja deine Nase überall reinstecken und hast das geheime Labor deiner Mutter entdeckt.« Finns Stimme wurde wieder ernst. »Wo ist sie?«

Von mir erfährst du nichts, arschloch! Und wenn es mich meine letzten Kraftreserven kostet. Da kannst du noch so viel drohen und zynische Sprüche klopfen.

Er sah mich mitleidig an. »Du solltest aufhören, auf hart zu machen. Wo ist deine Mutter?«

Ich schwieg.

Er stand auf, trat den Stuhl hinter sich weg, sodass er an die Wand flog, und drückte vor meiner Nase auf den Knopf des Elektroschockers.

»Sind Sie mein Vater?«, entfuhr es mir. Der Gedanke war mir in diesem Augenblick durch den Kopf geschossen.

Sein Augenlid zuckte. Er zögerte, ließ den Taser sinken. »Hat Amanda das behauptet?«

Ich schwieg. Er hatte nicht *deine Mutter* gesagt, sondern sie *Amanda* genannt. Das und seine Reaktion waren mir Antwort genug. *Dieses Monster hat mich also gezeugt! Verdammt! Ausgerechnet dieser Mistkerl! So ein Arsch!* Die Erkenntnis nahm mir fast den Atem.

»Ich frage mich, was damals in meine Mutter gefahren ist. Was hat sie bloß an Ihnen gefunden?« Ich starrte ihn giftig an.

»Oh!« Er zog die Augenbrauen hoch. »Zu deiner Information: Sie war bis über beide Ohren in mich verknallt!«

»Das bezweifle ich.«

»Schade, dass du keine Gelegenheit mehr haben wirst, sie danach zu fragen.«

»Meine Mutter hätte sich nie mit so einem miesen Charakter eingelassen«, rief ich.

Finn entfuhr ein überraschtes Grunzen. Das Problem war, dass er eigentlich ganz gut aussah. Womöglich hatte sich Mama davon blenden lassen? Allein der Gedanke verursachte mir Übelkeit.

»Es gab eine Zeit, da war sie wirklich in mich verliebt. Amanda war verdammt hübsch. Du siehst ihr übrigens ähnlich, auch wenn du helleres Haar und grüne Augen hast.«

»Da hört man richtig den stolzen Papa heraus«, ätzte ich.

»Ich habe deiner Mutter damals sogar versprochen, sie zu heiraten, nur um sie rumzukriegen.«

»Um an ihre Informationen ranzukommen!«, stellte ich richtig.

Finn nickte.

Und vermutlich war meine Mutter so blöd und ist darauf reingefallen.

»Aber leider hat sie das letztendlich durchschaut.« Finn hielt die Hand mit der langen Narbe hoch, an der zwei Finger fehlten. »Das habe ich deiner Mutter zu verdanken.«

»Wie ist das passiert?«

»Das geht dich nichts an!«

»Sind Sie ihr zu nahe gekommen und sie hat Ihnen die Finger abgebissen?«, fragte ich.

Er knirschte mit den Zähnen. »Und das hier stammt von ihrem Jetski, als er im Hafen vom Miami explodiert ist.« Er deutete auf sein Kinn.

Wenn man genau hinsah, konnte man unter dem Spitzbart eine Narbe erkennen. Als er wehmütig lächelte, sah ich kurz das Blitzen seines Goldzahns. Anscheinend hatte er dabei auch noch einen Zahn verloren. Ich ahnte, was er mit meiner Mutter anstellen würde, wenn er sie erst mal in die Finger kriegte. *Ein Grund mehr, den Mund zu halten!*

Schließlich deutete er auf seine Wange. »Und diese Narbe habe ich dir zu verdanken.«

Natürlich. Wreck Island! »Offenbar haben Sie sich mit den Falschen angelegt. Die Familie West ist zäh. Und hält zusammen wie Pech und Schwefel.«

Er lächelte. »Du bist wirklich tapfer.«

»Das habe ich bestimmt von meiner Mutter.«

»Mag sein. Aber lass uns doch mal sehen, *wie* gut du

wirklich bist.« Er drückte auf den Knopf des Elektroschockers, zögerte jedoch einen Moment. Kurz dachte ich, er würde es doch nicht wagen, aber dann presste er mir das Ding tatsächlich gegen die Schulter.

Ein elektrischer Schlag fuhr mir durch Mark und Bein. Ich hörte mich selbst schreien und spürte die Schmerzen von den Zehenspitzen bis zum Scheitel. Mit Mühe und Not konnte ich verhindern, dass ich mich anpinkelte.

Dieses Schwein!

Als er den Taser wegnahm, atmete ich erleichtert auf. Mein Herz raste. Beim nächsten Kontakt würde ich entweder ohnmächtig werden oder mir in die Hosen machen. Oder beides.

»Wo ist deine Mutter?«

Ich biss die Zähne zusammen. Um keinen Preis der Welt würde ich unseren Treffpunkt verraten.

»Wo hält sie ihre Formel versteckt?«

Ich presste die Lippen aufeinander.

»Wo genau warst du in Schottland? Und warum?«

Du kannst mich mal!

»Wohin ist die Kopernikus unterwegs?«

Leck mich!

»Wo hat dein Onkel die Pläne seines Kavitationsantriebs versteckt?«

Ach, daran bist du auch interessiert! Küß meinen Arsch!

Er wiederholte die letzte Frage.

»Im Grunde genommen wissen Sie ziemlich wenig«, sagte ich matt.

Drohend kam er mit dem Elektroschocker näher, doch er zögerte erneut. Vielleicht war es ihm doch nicht egal, dass ich sein eigen Fleisch und Blut war.

Schließlich seufzte er. »Wenn du weiter schweigst, werde

ich Ethan in diesen Raum zerren und ihn vor deinen Augen braten, bis seine Haare rauchen, hast du mich verstanden?»

Ja, verflucht! Bestimmt würde Finn das ohne mit der Wimper zu zucken durchziehen.

»Also?«, herrschte er mich an.

In diesem Moment knackte das Funkgerät an seinem Gürtel. Er riss es herunter. »Ja?«

»Mr. Finn?«, drang eine Frauenstimme aus dem Lautsprecher. »Valerie De Boes hat jetzt Zeit für Sie.«

»Ich komme, Sidney.« Er beendete das Gespräch und klemmte das Funkgerät an den Gürtel.

»Laufen Sie nur schnell, wenn *Mami* ruft!«, ätzte ich.

Er ließ den Elektroschocker in seiner Tasche verschwinden. »Was für ein verdammtes Glück du hast! Keine Sorge, ich komme gleich wieder!« Ohne ein weiteres Wort verließ er die Kammer.

2. KAPITEL

Durch die breite Glasfront von Valerie De Boes' Besprechungszimmer war der noch blaue Himmel zu erkennen, doch einige Gewitterwolken verdunkelten bereits den Horizont. Vor der Scheibe befand sich ein großer ovaler Tisch, an dem mehrere Personen saßen. Zahlreiche Handys, Mappen und Laptops lagen herum. Offenbar ging soeben eine große Besprechung zu Ende.

»Warum machst du so ein Gesicht?«, fragte Valerie, als Finn eintrat. »Hast du heute Morgen nur vierhundert Klimmzüge geschafft?«

Finn hasste diese Witze. Schweigend nickte er den Leuten im Raum zur Begrüßung knapp zu.

Valeries engste Vertraute waren hier versammelt: Ion Goian, der Überwachungsspezialist, der Amandas ehemaliges Haus in Miami observiert hatte. Dann der Wissenschaftler Giuseppe, der in Venedig als Signor Flavios Doppelgänger fungiert hatte. Neben ihm saß Xavier aus New York. Er war damals in die Rolle eines Portiers geschlüpft und hatte Ethans Mutter in ihrem Büro mit einem Füllfederhalter kaltblütig das Licht ausgeknipst. *Was für ein schräger und*

gefährlicher Typ, dachte Finn. Außerdem saß auch noch Valeries Assistentin am Tisch, die ebenso kluge wie attraktive Sidney Stone, die Situationen schneller analysierte, als alle Anwesenden »Piep« sagen konnten.

»Und jetzt raus mit euch«, zischte Valerie gefährlich leise. Anscheinend war die Stimmung wieder mal am Brodeln. »Ich habe mit Finn etwas unter vier Augen zu besprechen.«

Rasch packten alle ihre Unterlagen zusammen und verschwanden der Reihe nach.

Nachdem die schwere Metalltür mit den Eisennieten zu-gefallen war, setzte sich Finn Valerie gegenüber ans andere Ende des Tisches. Die Klimaanlage über ihren Köpfen surrte. Irgendwo in den Tiefen des Bauwerks dröhnte das monotone Hämmern einer Turbine, die den Strom erzeugte.

»Spricht unser Häschen?«, fragte Valerie.

»Noch nicht, aber das ist nur eine Frage von wenigen Stunden.«

Valerie nickte. »Was hat die Durchsuchung von Amanda Wests Computer ergeben, den ihr im Leuchtturm gefunden habt?«

»Er war mit einem Passwort geschützt, aber wir haben es geknackt. Es lautete *Terry14*«, erklärte Finn.

»Wie einfallsreich!«

»Allerdings fanden wir rein gar nichts darauf. Amanda ist nicht dumm. Anscheinend hat sie damit gerechnet, dass wir eines Tages hinter ihr Geheimnis kommen und sie schnappen könnten.«

Valerie presste die Lippen aufeinander, ihr Unterkiefer mahlte.

Finn kannte diesen Gesichtsausdruck. »Aber dafür haben wir etwas auf Ethans Laptop gefunden«, sagte er rasch,

bevor er sich wieder eine unflätige Bemerkung anhören musste.

Sie trommelte mit den Fingernägeln auf der Tischplatte. »Was kann dieser kleine Scheißer schon wissen?«

»Unterschätz ihn nicht«, entgegnete Finn. »Er programmiert die Flugroute der Drohnen, deren Patente Simon West weltweit verkauft hat.«

»Oh, wie spannend!« Unbeeindruckt rollte Valerie mit den Augen.

»Und dank einer Datei auf seinem Notebook kennen wir jetzt die genaue Type, Klasse, Baunummer und Motorblock-ID-Kennung von Simon Wests Unterseeboot«, knurrte Finn, der es hasste, wenn Valerie ihn wie einen drittklassigen Dienstboten behandelte. »Die Kopernikus ist ein ehemaliges U-Boot der SSK-Klasse der kanadischen Marine, mit dem Admiral Nathan West seinerzeit zur See gefahren ist und ...«

»Finn!«, unterbrach Valerie ihn und beugte sich nach vorne. »Ich will keine geschichtliche Abhandlung über das Boot, ich will das *Boot*! Damit lässt sich viel Geld machen.«

»Die Kopernikus war ein Prototyp«, fuhr er unbeirrt fort. »Falls Simon West es uns nicht im Austausch gegen Terry aushändigen sollte, könnten wir mit der ID-Kennung im Archiv der Marine zumindest an die Baupläne rankommen. Und damit hätten wir die Unterlagen, auf deren Basis Simon West sowohl den Kavitationsantrieb als auch den Kaltenfusions-Reaktor zum Laufen gebracht hat.« *So!* Und nun lehnte er sich zurück.

Valerie zog eine Augenbraue hoch. »Cleverer Junge!«, lobte sie ihn. »Ich werde meine Hacker gleich darauf ansetzen. In der Zwischenzeit ...«, sie ließ ihre Fingerknöchel knacken, »... habe ich eine andere Aufgabe für dich.«

Das war klar. *Ein Problem gelöst, ein neues bereits vor der Tür!* »Bitte«, murnte er.

»Meine Vermutung, dass wir einen Spion im Konzern haben, der Benedict Thorn Informationen zukommen lässt, hat sich heute bestätigt.«

Finn nickte. Dem Milliardär Benedict Thorn gehörte die größte Pharmafirma weltweit, die Genetical Group. Seit vielen Jahren lieferten sich Biosyde und Genetical Group ein Wettrennen, wer als Erster Amanda Wests Formel knacken würde. Sie selbst standen kurz davor, umso dringender mussten sie den Spion eliminieren. Seit Wochen war Finn hinter dem Mistkerl her, bisher allerdings erfolglos. Jegliche Spuren waren geschickt verwischt worden.

»Und, wer ist es?«, fragte Finn.

»Langsam dachte ich mittlerweile tatsächlich, *du* wärst der Spion!«, antwortete Valerie mit einem sardonischen Lächeln.

»Sehr witzig.«

»Aber Ion Goian und seinen Technikern ist es gelungen, einen codierten Funkspruch an Benedict Thorn abzufangen und ihn zu entschlüsseln.«

Nun schob auch Finn sich nach vorne. »Und?«

»Wir wissen drei Dinge. Erstens, der Spion muss sich hier befinden, weil die Nachricht von hier gesendet worden ist.«

Finn sah sich um. »Hier auf Mid South View?«

Valerie nickte. »Genau, und zwar in unserer unmittelbaren Nähe. Zweitens, Thorn muss seinen Spion bereits vor Jahren in unsere Firma eingeschleust haben.«

Finn legte den Kopf schief. »Und drittens?«

Valerie griff nach einem Kugelschreiber. »Unser Spion ist eine Frau.« Mit einem nervösen Klicken ließ sie die Miene rein- und rausschnappen. »Außer mir sind im Moment fünf Frauen vor Ort – eine davon muss es sein.«

Finns Mund klappte auf. Insgeheim hatte er schon lange eine bestimmte Person in Verdacht – und dieser Verdacht bestätigte sich nun möglicherweise.

»Ion soll dir die Details des Funkspruchs zukommen lassen. Enttarne die Schlampe und mach sie unschädlich«, befahl Valerie. »Aber vorher bring unser Häschen zum Reden. Ich will wissen, wo Amanda West steckt. Ich brauche ihr Wissen und dieses verdammte Horn!« Valerie schloss die Hand zur Faust und brach den Kugelschreiber entzwei.

3. KAPITEL

Kaum hatte Finn den Raum verlassen, rasten mir die Ereignisse der letzten Tage durch den Kopf. Wir hatten mit Signor Flavio in Venedig und Milo Pakalidis auf Santorin gesprochen, die beide mit meiner Mutter befreundet gewesen waren und ihr bei ihrer Forschung geholfen hatten. Und schließlich hatten wir sogar den Earl of Huntington in seinem Schloss an der schottischen Steilküste ausfindig gemacht, an dem ich mit eigenen Augen sehen konnte, wie Mutters Serum wirkte – der Earl würde mindestens hundertfünfzig Jahre alt werden. Deshalb war es so wichtig, dass weder meine Mutter noch ihre Formel jemals in die falschen Hände gerieten.

Doch wie lange würde ich noch verheimlichen können, wann und wo ich mich mit ihr treffen wollte? Außerdem saß ich hier, gefesselt, und hatte nicht die geringste Chance, mich zu befreien.

Nicht die geringste?

Moment mal!

Da schoss mir eine Idee durch den Kopf.

Der Earl of Huntington!

Natürlich! Erst vor ein paar Tagen hatte ich die Tür zu seiner Bibliothek mit einer Stopfnadel und einer kleinen Nähna-
del aus einer alten Nähmaschine geöffnet und dort schließlich den Geheimgang zu seinem Turmzimmer ent-
deckt. Johann hatte mir schon vor vielen Jahren gezeigt, wie man Schlösser knackte. Die Stopfnadel mit dem Blut des Earls hatte Simon an Bord der Kopernikus einer Unter-
suchung unterzogen – aber die Nähna-
del besaß ich immer noch! Und zwar in meiner rechten Hosentasche. Mir wurde augenblicklich heiß.

Vielleicht schaffte ich es, an die Nadel zu kommen, bevor Finn wieder auftauchte. Ich versuchte, mich auf dem Stuhl zu winden, so weit es ging, um mit den Fingern irgendwie an meine Tasche zu gelangen. Die Handschellen schnitten mir ins Fleisch, mein Rücken schmerzte, aber ich ließ nicht locker. Mein verletzter Finger pochte. In den Cinque Terre hatte ich mir beim Versuch, die Kabelbinder mit einer Glas-
scherbe zu durchtrennen, eine tiefe Schnittverletzung zu-
gefügt.

»Copperfield ist mein zweiter Vorname«, presste ich zwi-
schen zusammengebissenen Zähnen hervor.

Endlich. Unter äußerster Anstrengung und indem ich mein Becken zurückschob, so weit es irgend ging, gelang es mir, mit den Fingerspitzen in die Hosentasche zu schlüpfen und die Innenseite des Stoffs abzutasten.

Keine Nadel!

Verdammt! Der Schock packte mich. Hatte Finn mich während meines Schlafs durchsucht? Falls ja, wie hätte er je diese winzige Nadel finden können? Der hatte doch keine Röntgenaugen!

Mensch, Terry, du Idiot!

Am liebsten hätte ich mich geohrfeigt. Die Nadel befand

sich in der linken Hosentasche! Also alles noch mal, nur seitenverkehrt. Weil ich links nicht so geschickt war wie rechts, dauerte es länger, doch nach einer Minute hielt ich die Nadel erfolgreich zwischen den Fingern.

Vom Herumstochern im Türschloss zur Bibliothek des Earls war sie bereits etwas verbogen. Dennoch gelang es mir, das Handgelenk so zu drehen, dass ich die Nadel in das Schloss der Handschelle stecken konnte.

Jetzt sachte! Das Ding durfte mir bloß nicht aus den Fingern rutschen. Ich erinnerte mich, was Johann mir über Schlösser beigebracht hatte. Im Prinzip funktionierte eine Handschelle wie ein Miniaturschloss. Ich schob die Nadel an der Schablone für den Schlüsselbart vorbei, bis sie griff, dann drückte ich den Riegel zur Seite.

Klick!

Die Fessel war offen und meine Hand frei. Ich nahm die Nadel zwischen die Zähne, schüttelte das Gelenk aus und wischte die schweißnasse Handfläche an meiner Hose ab. *Nur keine Panik jetzt!* Die zweite Handschelle ging schon deutlich schneller auf, und bei den beiden Fußfesseln war ich schon Meister. Hätte Johann mich sehen können, er wäre stolz auf mich gewesen.

Als ich die Nadel aus dem letzten Schloss herauszog, brach sie ab. *Egal!* Ich war frei und sprang auf. Zwar war ich noch etwas wackelig auf den Beinen, aber ich schüttelte die tauben Gliedmaßen aus, damit das Blut wieder normal zirkulieren konnte. Bei der Bewegung merkte ich auch wieder die schmerzende Stelle unter dem Schulterblatt, wo mich Finn in den Cinque Terre mit dem Gummigeschoss getroffen hatte. Dort war sicher ein mordsgroßer blauer Fleck, zumindest fühlte es sich so an.

Jetzt zur Tür. Ich drückte die schwere Klinke nieder, doch

nichts rührte sich. Ich suchte nach einem Schloss, aber es gab keines. Mit einer abgebrochenen Nadel hätte ich es sowieso nicht aufbekommen.

Verdammt!

Anscheinend gab es auf der anderen Seite lediglich einen Riegel, der die Tür von außen fest verschlossen hielt. *Dann eben durchs Bullauge!* Ich stürzte zu der runden Fensteröffnung. Mittlerweile hatte sich der blaue Himmel deutlich verfinstert. Dunkle Wolken zogen am Horizont auf. Ein prächtiges Gewitter war im Anmarsch.

Ich suchte den Metallrahmen des Bullauges nach einem Schließmechanismus ab. *Nichts.* Das dicke Glas war nur von Nieten und Schweißnähten eingefasst.

Wie seltsam!

Dann fiel mein Blick durchs Fenster. Und da begriff ich, wo ich mich befand. Mir wurde schwindelig.

Ist das euer Ernst?

Ich musste mich an der Wand abstützen und presste die Nase ans Glas. Dreißig Meter oder noch tiefer unter mir tobte das weite Meer. Rings herum gab es bis zum Horizont nur Wasser. Kein einziger Landstrich in Sicht.

Verzweifelt drückte ich mein Gesicht noch fester ans Glas, um hinunterzuspähen. Der Anblick ließ mir das Blut in den Adern gefrieren. Da waren nur Metallstreben, Eisenrohre, Leitern, Plattformen ... und ein riesiger Kolben, der auf und ab stampfte.

Ich befand mich mitten auf dem offenen Meer auf einer einsamen Ölbohrplattform.